

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

5) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

In einem Augenblick leerte sich der Hof von allem, was nicht Wächter oder Bagnosträfling war. Die Neugierigen aus Paris flüchteten sich unter die Thürbogen.

Unterdeß regnete es in Strömen. Man sah im Hofe nur die nassen und nassen Sträflinge auf dem überschwemmten Pflaster. Ein tiefes Schweigen war ihrem lauten Getöse gefolgt. Sie klapperten vor Kälte mit den Zähnen, ihre mageren Beine, ihre knöchigen Kniee schlugen aneinander. Es war ein jammererregender Anblick, wie sie die nassen Hemden, die Jacken, die Hosen, die von Regen triefen, über ihre erstarrten Glieder zogen.

Ein Einziger, ein alter Mann, hatte noch etwas Humor bewahrt. Er schrie, indem er sich mit seinem feuchten Hemde abmühte, daß „das nicht im Programm stünde“; dann lachte er wieder und streckte die Faust gen Himmel.

Als sie die Marschkleidung angezogen hatten, führte man sie in Abtheilungen zu zwanzig oder dreißig in die andere Ecke des Hofes, wo die Zwangseisen ihrer harrten. Diese Zwangseisen bestehen aus langen und starken Ketten, die auf je zwei Fuß durch andere kürzere Ketten durchquert sind, an deren Ende ein viereckiges Halseisen befestigt ist, das mittels eines Charniers in einer Ecke sich öffnen läßt und im entgegengesetzten Winkel durch einen Eisenbolzen geschlossen wird, der für die Dauer der Reise am Halse des Zuchthaussträflings verankert ist. Wenn diese Zwangseisen auf der Erde ausgebreitet sind, haben sie starke Ähnlichkeit mit dem Rückgrat eines Fisches.

Die Zuchthausler mußten im Schmutz auf dem überschwemmten Pflaster niedersitzen, die Halseisen wurden ihnen anprobirt, dann schmiedeten zwei Schmiede vom Bagno auf tragbaren Ambossen sie ihnen kaltblütig mit wuchtigen Schlägen an. Es ist ein schrecklicher Augenblick, wo selbst die Muthigsten erbleichen. Bei jedem Hammerschlag, der auf den Ambos niedersaust, der an ihrem Rücken lehnt, prallt das Kinn des Delinquenten zurück. Bei der geringsten Bewegung von vorn nach hinten kann der Kopf wie eine Muschelschale zerfettet werden.

Nach diesem Vorgange trat Stille ein. Man hörte nur noch das Klirren der Ketten und von Zeit zu Zeit einen Schrei und die klatschenden Schläge des Stockes der Bagnowächter auf die Glieder der Widerspenstigen. Einige von ihnen weinten; die Alten bebten vor Frost und bissen auf die Lippen. Ich sah mit Schrecken all' diese finstern Gesichter in ihren eisernen Rahmen.

Also nach der Untersuchung der Aerzte, die der Gefangenwärter, nach dieser die Einschmiedung. Ein Schauspiel in drei Akten!

Ein Sonnenstrahl brach wieder hervor. Man hätte glauben sollen, daß er all' diese Hirne wieder anfeuernte. Die Sträflinge sprangen wie auf einen Schlag in die Höhe. Die fünf Abtheilungen faßten sich bei den Händen an, und bildeten plötzlich einen großen Kreis um den Laternenpfahl. Sie drehten sich, daß es einem vor den Augen schwindelte. Sie fangen ein Baguolied, eine Verbrecherballade, auf eine bald schwermüthige, bald ausgelassen lustige Weise. Man hörte von Zeit zu Zeit schrilles Geschrei, kurzes und jähes Gelächter, von seltsamen Worten unterbrochen, dann rasendes Weisfallsgeschrei. Die Ketten, die im Takte zusammenklappten, dienten diesem Gesänge, der noch greller als ihr Lärmen war, als Orchester. Wenn ich um ein Bild des Hexensabbaths verlegen wäre, könnte ich kein besseres oder schlechteres finden.

Man brachte auf den Hof einen großen Kübel. Die Bagnowächter unterbrachen den Tanz der Sträflinge durch Stockschläge und führten sie zu diesem Troge, in dem irgend ein Gemüse in einer rauchenden und schmutzigen Flüssigkeit umherschwamm. Sie aßen.

Dann, nachdem sie gegessen, schütteten sie auf das Pflaster, was von ihrer Suppe und ihrem Schwarzbrot übrig geblieben war, und fingen wieder an zu tanzen und zu singen. Es scheint, daß man ihnen diese Freiheit am Tage,

wo sie angeschmiedet werden, und in der darauf folgenden Nacht läßt. Ich beobachtete dieses seltsame Schauspiel mit einer gespannten und ängstlichen Neugier, daß ich darüber mich selbst vergaß. Ein tiefes Mitleid ergriff mich, und ihr Gelächter machte mich weinen.

Plötzlich sah ich, wie ich aus der tiefen Träumerei aufwachte, in die ich versunken war, die heulende Schaar still stehen. Sie war ganz ruhig. Dann richteten sich aller Augen auf das Fenster, an dem ich stand.

„Der Verurtheilte! der Verurtheilte!“ schrien sie alle, indem sie mit Fingern auf mich wiesen, und das Freudengeheul wurde immer stärker. Ich blieb wie versteinert.

Ich weiß nicht, woher sie mich kannten, und wie sie mich wiedererkannt hatten.

„Guten Tag, guten Abend!“ riefen sie mir unter gräßlichem Hohngelächter zu. Einer der Jüngsten, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, ein Mensch mit bleifarbenem Gesicht, betrachtete mich neidisch und sagte: „Der ist glücklich! Der wird um einen Kopf kürzer gemacht. Lebwohl, Kamerad.“

Ich kann nicht sagen, was in mir vorging. In der That, ich war ihr Kamerad. Der Grèveplatz ist die Schwester von Toulon. Ich stand sogar tiefer als sie; sie erwiesen mir eine Ehre. Ich schauderte.

Ja, ihr Kamerad! Und einige Tage später könnte auch ich ein Schauspiel für sie sein.

Ich war unbeweglich, wie gelähmt, am Fenster geblieben. Aber als ich die fünf Abtheilungen auf mich zukommen sah, unter Zurufen einer teuflischen Vertraulichkeit; als ich das lärmende Zusammenschlagen ihrer Ketten, das Tapsen ihrer Füße, ihr verworrenes Geschrei vernahm, da kam es mir vor, als ob diese Schaar von Teufeln zu meiner elenden Zelle hinaufkletterte.

Ich stieß einen Schrei aus, ich warf mich mit Gewalt gegen die Thür, um sie einzustoßen — aber ich konnte nicht fliehen, die Riegel waren von außen vorgeschoben. Ich klopfte, ich schrie vor Wuth. Dann glaubte ich die schrecklichen Stimmen der Sträflinge immer näher zu hören und ihre gräßlichen Köpfe schon am Fensterbrett zu sehen. Ich stieß einen zweiten Angstschrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden.

XIV.

Als ich zu mir kam, war es Nacht. Ich lag in einem elenden Bett; das Licht einer Laterne, die an der Decke schwankend hing, ließ mich andere Lagerstätten auf beiden Seiten der meinigen, in Reih und Glied geordnet, erkennen. Ich begriff, daß man mich in ein Lazareth geschafft hatte.

Ich blieb einige Augenblicke wach, aber ohne Gedanken und ohne Erinnerung, völlig im Glück versunken, in einem Bett zu sein. Sicherlich, zu anderen Zeiten hätte dieses Hospital- und Gefängnisbett mich vor Ekel zurückschauern lassen; aber ich war nicht mehr derselbe Mensch. Die Betttücher waren grau und von grobem Stoff, die Bettdecke dünn und löcherig; man fühlte den Strohsack durch die Matratze. Aber was macht's! Meine Glieder konnten sich nach Belieben zwischen diesen zwei groben und karglichen Decken ausstrecken; ich fühlte nach und nach aus dem Mark der Knochen die schreckliche Kälte schwinden, die ich schon so lange empfunden. Ich schlief wieder ein.

Ein großer Lärm weckte mich. Es war kaum Tag. Der Lärm kam von außen. Da mein Bett am Fenster stand, so setzte ich mich aufrecht hin, um zu sehen, was los war.

Das Fenster ging auf den großen Hof von Bicêtre. Dieser Hof war voll Menschen; zwei Reihen Veteranen hatten Mühe, in der Mitte dieser Menge einen Weg freizuhalten, der den Hof durchquerte. Zwischen dieser doppelten Reihe Soldaten fuhren polternd langsam fünf lange Karren voll Menschen; es waren die Sträflinge, die fortgeschafft wurden.

Die Karren waren unbedeckt. Jede Bagno-Abtheilung nahm einen ein. Die Sträflinge saßen auf beiden Längsseiten einer an den anderen geklemmt, aber getrennt durch die gemeinsame Kette, die sich durch den Karren hindurch ausdehnte. Am Ende der Kette saß mit geladenem Gewehr ein Bagnowächter. Man hörte ihre Eisen klirren und bei

Jeder Erschütterung des Wagens sah man ihre Köpfe empor-schnellen und ihre herabhängenden Beine hin- und her-schaukeln.

Die Luft durchdrann ein feiner und eisigkalter Regen, der auf ihren Leinenhosen festklebte, die früher grau, jetzt schmutzigschwarz geworden waren. Von ihren langen Bärten, von ihren kurzen Haaren tropfte das Wasser. Ihre Gesichter waren bläulich gefroren. Sie zitterten am ganzen Leibe und ihre Zähne klapperten vor Kälte und Wuth. Uebrigens konnten sie keine freie Bewegung machen. Einmal an diese Kette angeknüpft, ist man nur noch ein Bruchtheil dieser schrecklichen Vagno-Abtheilung, die sich wie ein einziger Mensch bewegt. Der Verstand muß weichen, das Halseisen verurtheilt ihn zum Tode; und was den Körper anbetrifft, so darf er Bedürfnisse nur zu festgesetzten Stunden haben. So traten sie, ohne sich bewegen zu können, die meisten halbnaakt, mit blohem Kopf und herabhängenden Füßen, ihre fünfundzwanzigtägige Reise an, auf denselben Karren verpackt, angethan mit denselben Kleidungsstücken, für die glühende Julisonne wie für die eisigen Regenschauer des November. Man könnte sagen, daß die Menschen den Himmel zur Hälfte in ihren Hentherdienst stellen wollen.

Es hatte sich zwischen der Menge und den Karren irgend ein widerliches Gespräch entsponnen, Beleidigungen auf der einen, Prahlereien auf der anderen Seite, Flüche auf beiden Seiten. Aber auf ein Zeichen des Führers sah ich Stoßschläge blindlings auf die Karren regnen, die die Schultern oder Köpfe trafen, und es trat wieder die äußerste Ruhe ein, die man Disziplin nennt. Aber die Augen waren voll Rachedurst, und die Fäuste der Elenden ballten sich auf ihren Knien.

Die fünf Karren, von Gendarmen zu Pferde und Vaguardartern zu Fuß eskortiert, verschwanden nacheinander unter dem hohen bogenrunden Thor von Vicétre. Ein sechster folgte ihnen, in dem durcheinander Kessel, kupferne Schüsseln und Messerbeketten klapperten. Einige Vaguardarter, die sich in der Kantine verpölet hatten, rannten heraus, um ihre Abtheilung einzuholen. Die Menge verließ sich. Das ganze Schauspiel verschwand wie ein Blendwerk. Man hörte das dumpfe Geräusch der Räder und der Hufe auf der gepflasterten Straße von Fontainebleau allmählig schwächer werden; das Knallen der Peitschen, das Klirren der Ketten und das Geheul des Volkes, das der Reise der Sträflinge alles Unglück wünschte, hörte bald auf.

Und das ist erst für sie der Anfang der Leiden.

Was sagte mir doch mein Vertheidiger? Das Zuchthaus! Tausendmal lieber den Tod, eher das Schaffot, als den Vagno, eher das Nichts, als die Hölle, eher meinen Hals dem Messer Guillotin's darbieten, als dem Halseisen der Zuchthäuser! Das Zuchthaus — gerechter Himmel!

(Fortsetzung folgt.)

Erkältung und Abhärtung.¹⁾

In der Sturm- und Drangperiode der Bakteriologie war der Begriff der Erkältung unmodern geworden, weil man die glaubensstarke Bazillenjägerei den Mikroben als Krankheitserreger eine alles beherrschende Stellung einräumte und auch die bisher als Erkältungskrankheiten aufgefaßten Leiden den Infektionskrankheiten zuzählte. Beim großen Publikum, aber auch bei den ärztlichen Praktikern fand diese Anschauung wenig Anklang. Im Volke ist noch immer die Erkältung der hinreichende Grund für die verschiedenartigsten Uebel, oft genug für solche, die mit Witterungseinflüssen nur sehr mittelbar zu thun haben.

Bei der Erkältung spielen nicht nur niedrige Temperaturgrade eine wichtige Rolle, sondern auch Luftfeuchtigkeit, Durchdringung, Luftdruck-Veränderungen, überhaupt scharfe Witterungsübergänge. Wäre die Kälte die Hauptursache, so müßten die Erkältungskrankheiten gerade in den kältesten Monaten am zahlreichsten auftreten. Das ist aber nachweislich nicht der Fall, wenn es auch feststeht, daß diese Leiden im Winterhalbjahr häufiger sind, als zur Sommerzeit, wo die Krankheiten der Verdauungsorgane vorherrschen. Die Nordpolfahrer, die doch gewiß unter den Unbilden der Witterung zu leiden haben, erzählen nichts von Schnupfen und Husten; die Helgoländer Schiffer, die stundenlang an der Düne im Wasser stehen, um den vollen Booten beim Landen zu helfen, leiden durchaus nicht an Rheuma, und die Gebirgsbewohner, die im Winter oft und lange im Schnee waten müssen, lachen über die Furcht der Städler vor nassen Füßen. Man wird einwenden, daß Nordpolfahrer widerstandsfähige Männer und Insel- und Gebirgsbewohner von Jugend an gegen Kälte und Nässe abgehärtet seien.

Das mag gelten. Aber sehen wir uns das Heer der Touristen und Radfahrer an! Von den Tausenden, die im Sommer hohe Berge besteigen, sind weitaus die meisten körperlich Durchschnittsnaturen, Städler ohne besondere Abhärtung. Jeder Bergsteiger weiß, daß man beim Erklimmen eines steilen Gletschers oder eines Schneefeldes viel Schweiß vergießen muß und dabei — wenigstens bei Sonnenschein — oft knietief in feuchtem Schnee geht; er erinnert sich, wie oft der heiße, schwitzende Körper vom Regen durchnäßt und wie schnell man wieder trocken wird. Auf den Gipfeln umweht zuweilen den erhitzten und erschöpften Wanderer ein eisiger Wind. Und trotz alledem, — wenn die Touristen vor den Schutzhütten zusammen sitzen und von ihren Kraftleistungen und den überstandenen Fährlichkeiten erzählen, wird der Fluß ihrer Rede weder durch Niesen noch durch Husten unterbrochen. Sie setzen wohl ihre heißen Glieder aufs Spiel und muthen ihrem Herzen viel zu, aber sie erkälten sich nicht. Ebenso setzen sich die Radfahrer, besonders im Winter, allen Erhaltungsmöglichkeiten aus, und dennoch wissen die Aerzte nichts von einer Zunahme der Erkältungen bei den Radlern. Da drängt sich denn dem nicht voreingenommenen Beobachter nur doch der Gedanke auf: wenn ungünstige Witterungsverhältnisse bei einer nicht über dem Durchschnitt stehenden Körperverfassung unter gewissen Umständen Erkältungen nicht hervorrufen können, muß es noch ein Drittes geben, das bei der Entstehung der nur einmal vorhandenen Krankheiten den Ausschlag giebt. Und dieses Dritte sind wahrscheinlich es die Bakterien. Es ist also schwache oder zeitweise geschwächte Körperkonstitution der Boden, ungünstige Witterung das geeignete Milieu, in dem krankheitsregende Mikroben ihre Wirksamkeit entfalten können.

Das Schutzorgan gegen Kälte, die Haut, antwortet auf einen starken Kältereiz mit der Zusammenziehung ihrer zahlreichen kleinen Blutgefäße und der Verminderung ihrer Ausscheidungen, der gasförmigen und des Schweißes. Das so verdrängte, abgeflachte Blut strömt in die tieferen Organe zurück, und diese werden blutreicher und kühler. Je ausgedehnter und wärmer die abgetheilte Hautfläche, je gefüllter ihr Blutgefäßnetz war, je länger die Kälte eingewirkt hat, desto größer ist die Abkühlung im Innern. Es ist demnach erklärlich, daß Menschen, die erhitzt aus heißen Räumen heraustraten, sich leicht erkälten. Ziehen sich die Hautgefäße nicht rasch zusammen, etwa wenn die Haut schlaff und verweicht ist, so ist die Abkühlung natürlich sehr erheblich. Die zurückströmende Blutmenge ist so bedeutend, daß sie den Druck des Blutes im Innern in einem Grade erhöht, der Menschen mit schwachen oder kranken Kreislauforganen, also Herzleidenden oder älteren Leuten mit brüchigen Blutgefäßen, verhängnißvoll werden kann. Für sie ist der Genuß alkoholischer Getränke zur Erwärmung zweckwidrig; denn der Alkohol bewirkt Erweiterung der oberflächlichen Blutgefäße und setzt so mehr Blut der Abkühlung aus. Einige von der Luft unmittelbar berührte Schleimhäute, wie die der Nase, der Otrumpete, der Luftröhre, erleiden durch die Kälte eine Schädigung, indem gewisse Zellen an ihrer Oberfläche gelähmt werden, die sonst das Eindringen feinsten Körperchen, also auch der Mikroben, abwehren. Auf die Kehlkopfschleimhaut scheint Kälte geradezu als Reiz zu wirken und, ähnlich wie das Einathmen reizender Gase, einen Entzündungszustand hervorzubringen. Da die Bakterien zum Gedeihen der Feuchtigkeit bedürfen, ist gerade nachkaltes Wetter das eigentliche Erkältungswetter, um so mehr, als kalte und feuchte Luft einen größeren Wärmeverlust des Körpers verursacht als kalte und trockene. Sehr große Kälte begünstigt deshalb weniger das Entstehen von Erkältungen, weil unser Kälteschutzorgan auf einen so starken Reiz prompt mit der kräftigen Zusammenziehung der oberflächlichen Blutgefäße antwortet; auf geringe Kältereize aber tritt diese Reaktion später und schwächer oder auch gar nicht ein. Mit Recht sind daher die Uebergangszeiten vom Herbst zum Winter und vom Winter zum Frühling gefürchtet. Ueber die Bedeutung des Luftdrucks für diese Erkrankungen sind die Alten noch nicht geschlossen.

Wie eine Entzündung aus einer Erkältung entsteht, ist noch immer nicht genügend erklärt. Man hilft sich mit der Annahme, daß der durch die Erkältung geschädigte Organismus für die Wirksamkeit der in der Luft vorhandenen Krankheitserreger einen guten Nährboden abgibt. Diese Annahme erklärt auch, warum man in einer verhältnismäßig leimfreien Luft, wie es die auf hohen Bergen, an oder auf dem Meere, ja, schon auf dem freien Lande ist, Erkältungen weniger ausgebreitet zu sein scheint, also, um auf unser Beispiel zurückzukommen, warum Hochtouristen und Radfahrer weniger von ihnen zu leiden haben. Begreiflicherweise werden Menschen, deren Widerstandsfähigkeit aus irgend einem Grunde geschwächt ist, Vorkarme, durch Krankheiten Erschöpfte, Verweichtliche, leicht Opfer der Erkältung. Viele sind ganz besonders zu Erkältungen veranlagt, weil ihre Körperoberfläche in ihrer Gesamtheit oder an einzelnen Stellen sehr empfindlich ist, und sie außerdem noch angeborene oder erworbene Abnormitäten eines der Luft leicht zugänglichen Organs haben. Der eine, dessen Nasenschleimhaut etwas zu stark gewulstet ist, bekommt jedesmal, wenn er nasse Füße hat, einen Schnupfen, ein anderer, der zu große oder zerklüftete Mandeln hat, wenn er rauhe Luft einathmet, eine Mandelentzündung, ein dritter, dessen Zähne nicht in Ordnung sind, Zahnschmerzen, wer eine Entzündung des innern Ohres durchgemacht hat, holt sich leicht durch Erkältung einen Nüßfall oder eine Neure.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Aus der „Kölnischen Zeitung“.

Kleines Annullikon.

— **Vertrathsgebräuche in Japan.** Wie der japanische Schriftsteller Tamura erzählt, ist das Ehelibet in Japan vollständig unbekannt. Junggeheulen, die es aus irgend einem Grunde verläumen, sich eine Lebensgefährtin zu erwählen, giebt es dort nicht. Die Männer heirathen in jugendlichem Alter, trennen sich von ihren Frauen und verheirathen sich wieder, die Ehescheidungen sind eben leicht durchführbar. Kaum erreichen die Jünglinge das achtzehnte und die Mädchen das sechzehnte Lebensjahr, haben die Eltern nur mehr einen Gedanken, die Kinder so schnell und so vortheilhaft wie nur möglich zu verheirathen. Den Eltern handelt es sich dabei weniger darum, ob die Kinder in der Ehe glücklich sind, sondern hauptsächlich, daß der Name der Familie nicht ausstirbt. Die japanischen Sitten gestatten absolut nicht, daß ein Verlobter sich seiner Braut nähert und ihr vielleicht den Hof macht. Der Bräutigam (mousko) muß sich ganz darauf verlassen, ob die Eltern eine gute Wahl in der Braut (mousmé) getroffen haben. Das Wort „lieben“ (horeru), einer Frau gegenüber angewendet, gilt einfach als unhöflich. Ehen, aus Liebe geschlossen, sind daher in Japan äußerst selten und verurtheilt, wenn sie vorkommen, immer großen Skandal. Es muß sich in einem solchen Falle schon um einen sehr hohen Funktionär handeln, wenn die Heirath ohne öffentlichen Lärm hingenommen wird. In neun Fällen von zehn dreht es sich dabei immer um eine Tänzerin, die wegen ihrer schönen Gestalt geheirathet wird. Wie eine Heirath eigentlich zu Stande kommt, beschreibt Tamura sehr ausführlich. Eltern, welche Kinder besitzen, tractiren einander kennen zu lernen und die gegenseitigen Familienverhältnisse auszukundschaften. Sind die jungen Leute mit der getroffenen Wahl einverstanden, dann bereiten die Eltern der Braut die Mitgift vor. Ein japanisches Sprichwort sagt: Der Vater dreier Töchter muß sehr reich sein, und wenn er sie verheirathet hat, wird er ein armer Mann sein. Vorsichtige Eltern legen bei Geburt einer Tochter Birn-Plantagen, die sehr kostbares Holz liefern, an und verkaufen dasselbe, wenn das Mädchen verheirathet wird. Also eine Ausstattungs-Versicherung ähnlich wie in Europa. Die Mitgift besteht in allen erforderlichen Hausentensilien und wird, wenn sie zusammengestellt ist, den Freunden gezeigt. Tamura schildert in eingehender Weise die Vermählungszeremonien. Nach der Trauungsfeierlichkeit folgt das Hochzeitsmahl, das aus den erlesensten Gerichten besteht. Und nun beginnen die Leiden und Freuden der jungen Frau. Eine 16jährige Mousmé ist dem Gatten vollständig ausgeliefert, er kann mit ihr schalten und walten, wie er will. Das Gesetz erlaubt der Braut, drei Tage nach der Hochzeit wieder eine Woche in ihrem väterlichen Heim zuzubringen. Am siebenten Tage holt der Gatte seine Angebraute wieder heim. Hat die junge Frau nun schon in den ersten Tagen von ihrem Manne schwere Kränkungen erfahren, dann darf sie sich nach dem Gesetze weigern, in das Haus des Gatten zurückzukehren. In diesem Falle wird die Ehe ohne jede Prozedur getrennt. Dies ist die einzige Gelegenheit, bei welcher die Japanerin die Ehescheidung verlangen kann. —

Theater.

— **H.** Die „Freie Volksbühne“ brachte am Sonntag vor den Mitgliedern der ersten Abtheilung Max Dreyer's derb zugreifende Komödie „Zu Heubadlung“ zur Aufführung. Das Stück wurde mit außerordentlich lebhaftem Beifall aufgenommen; man erfreute sich an dem frischen lustigen Spiel und nahm die anständigen Flüge, die darin stecken, mit großer Heiterkeit hin. Es wäre unter diesen Umständen vielleicht Unrecht, wollte man das Stück allzu ernsthaft nach seinem literarischen Gehalt werthen und den Nachweis versuchen, daß es an manchen Stellen brüchig ist. Man hat es ja auch wohl kaum als einen Versuch, ein Problem des Lebens tiefer zu fassen und zu lösen, aufgenommen, sondern lächelte herzlich über die Verpötlung der beschränkten Philister in der kleinen pommerischen Hafenstadt und ihrer maßlosen und doch nur so äußerlichen Wohlstandigkeit. Nun, und daß zwischen hindurch auch zwei so brave und tüchtige Menschen, die so gut zu einander passen, sich schließlich finden, das war auch etwas, das die Sache nicht gerade unangenehmer machte. Das Stück hat also seine Kraft bewiesen, ein paar Stunden hindurch gut und angenehm zu unterhalten. Auch die Aufführung als solche gefiel sehr. Es wurde flott gespielt, wenn man auch einwenden muß, daß die Schauspieler zum Theil denn doch etwas zu herzlich unterstrichen und so in der an sich schon recht kräftigen Zeichnung die feineren Linien verwischten. Das gilt freilich weniger von den Darstellern der Hauptrollen als von den Vertretern der ehrfamen Kleinstadt. Außerordentlich gefiel Frau Prash-Grevenberg, deren kräftiges, munteres Spiel öfter zu Beifall auf offener Szene Anlaß gab. In Herrn Kaiser als Berthold Wiesener hatte sie einen Partner, der sehr frisch auf ihrem Ton einging. —

Musik.

Aus der Woche. — Es ist nicht leicht, abseits von der Heerstraße der allgemein zugänglich gemachten Musikaufführungen nach verborgenen Schätzen zu suchen; meistens aber lohnt sich die Mühe. So bedurfte es geradezu einer Spürsucht, um den Verein für Klassische Kirchenmusik mit seinem neulichen Konzert im Beethovenaal zu entdecken; Näheres über den Verein selbst war nicht zu erfahren, außer daß er etwa ein Jahr alt ist. Nun noch die heisse Stellung, in die ein moderner Kunstfreund und

sein Publikum gerathen, wenn sie einer kirchlichen Musik gegenüberstehen! Und was heißt hier „Klassisch“? Das Konzert selbst klärte darüber am allerwenigsten auf. Wir hörten, nachdem kleinere, meist nur überhaupt religiöse Stücke vorangegangen waren, die „Kreuzfahrer“, von Gade, ein nach Motiven aus Tasso's „Befreitem Jerusalem“ von Carl Andersen gedichtetes Oratorium, das anscheinend in Berlin weniger, anderwärts häufiger zu Gehör kommt. Gade, der vielgeschmähte Romantiker-Epigone, kommt auch hier mit geringem, einfachem Gepäd aus; der Gesamteindruck gehört jedoch zu dem Erreulichsten, was geboten werden kann. Die Aufführung zeigte fast durchweg neben gutem Willen die Sprödigkeit des Neuen. Am Besten war wohl die Sopranistin Fräulein Haberlandt als „Arnida“; der ungeschlachte Gesang des Bassisten Herrn Herrmann paßte nicht übel zum „Peter von Amiens“; an Stelle des den „Rinaldo“ singenden Tenoristen hätten wir einen Wälfner (— der am 11. d. M. wieder besonders gut disponirt war und am 25. seinen Zhlus schließen wird —) gar gerne gesehen. Das Konzert war nur mäßig gut besucht. Möchte doch der Verein sowohl im eigenen als im allgemeinen Interesse nächstens einerseits mehr aus sich herausgehen, durch genügende Anzeige seiner Absichten, andererseits hinwieder sozusagen mehr in sich hineingehen und das schwierige Problem einer neuen Pflege der Kirchenmusik direkter anpacken; vielleicht vermag er auch das Seinige zur Förderung der Angelegenheit einer Gesamtausgabe Haberl's beizutragen, auf die wir später zurückkommen werden.

Am in jenes Konzert überhaupt noch zu gelangen, mußte ich mich aus einem der herrlichsten Träume herausreißen — eben hatte der Hornist der „Münchener Kammermusik-Vereinigung“ die F-dur-Sonate von Beethoven begonnen. Wie wundervoll diese Gesellschaft spielt, kann vielleicht nur der ermessen, der hier zu Lande täglich zwischen mittelmäßigen und guten Leistungen hin- und hergeworfen wird. Könnte doch jede, von diesen Künstlern so plastisch herausgearbeitete Phrase phonographisch festgehalten werden! Zu denen, die davon und selbst von der „Süßlichkeit“ des Flötisten viel zu lernen hätten, dürfte auch die Klavierspielerin Vertha Wisanska gehören. Ihr Abscheu von allem irgendwie äußerlich Effektvollen zeugt für ein echtes ernstes Künstlerthum und ihr Können in so früher Jugend sowohl von Eifer als auch von günstigen Ausichten. Aber mit einem solchen Mangel an Plastik und Gefühlswärme zu spielen und beispielsweise den Mittelatz von Beethoven's Sonate op. 101 so schaal zu machen, wie es die Genannte that, ist doch nicht bloß auf Rechnung der Anfängerschaft zu setzen. Noch eine Bitte: möchten unsere Virtuosen solche Mischlinge wie Präludium und Fuge von Bach-^dAlbert bleiben lassen! Sehr vornehm und weich und ohne das sonst vom Virtuosen schier unzertrennliche „Outiren“ spielte Paul de Coune in einem vom Petersburger Konservatorium ausgehenden Konzert mit dem Philharmonischen Orchester; vielleicht tritt ihm Fräulein Wisanska etwas von ihrer Robustheit ab.

Wer hat die arme Anna Weichahn so zugerichtet? Was wir von ihrem Konzert hörten, deutete auf einen jener unseligen Gesangslehrer, die so lange mit dem berichtigten „Stimme heraus!“ arbeiten, bis die Stimme auch wirklich hinausgetrieben ist. Material und Vortrag sind nicht übel; hoffentlich geht die Dame sofort zu einem wirklichen Gesangslehrer und läßt sich nicht abschrecken, wenn es dann einige Monate nur elementare Piano-Übungen giebt. Auch Dina Mehendorf steht derzeit in einer nicht ganz glücklichen Stimmbildung. Einige Lieder von Max Stage, die sie u. a. sang, sind eine nette Kleinmalerei, so recht bürgerlich lieblich und gut verwendbar. Den Gipfel der Konzertqual in letzter Zeit bildeten wohl Herr und Frau Verö-Margó aus Budapest, jener als Komponist, diese als Sängerin. Was die sich wohl unter Deutschland vorstellen?!

Am Sonntag fanden wir zum ersten Male Gelegenheit, eines der populären Konzerte des Waldemar Meyer-Quartetts zu hören und bekamen im Allgemeinen den günstigsten Eindruck; dem letzten Konzert, vom 12. März, wünschen wir einen noch reichlicheren Besuch. So gut wie neu war ein Streichquartett von E-moll von Verdi (kleine Partitur-Ausgabe an der Kasse); eine solche Vereinigung von melodischem Wohlklang und von reichhaltiger, oft kühner Harmonie ist in unserer Zeit, die so gern das Eine auf Kosten des Anderen bevorzugt, geradezu ein Muster. Die ganze Quartettgesellschaft, einschließlich der bei Schubert's „Forellenquintett“ mitwirkenden Herren Drehschöck und Krüger, spielt mit einer lieblichen Feinheit, könnte aber aus dieser doch manchmal etwas mehr herausgehen, besonders der Primarius — der sich in einem Violinstück und zwei Zugaben auch als Virtuose und in dem sonst nicht üblichen Annelden der Zugaben als ein Fürsorger für sein Publikum erwies — könnte manche Melodiestelle weniger trocken spielen.

O kämen doch die Meininger bald wieder! Das neuliche Philharmonische Konzert preßte uns wieder diesen Wunsch ab. Doch machte es uns bekannt mit einer tüchtigen Sängerin Camilla Landi, und mit der Ouvertüre zu dem in München und Leipzig mit Interesse aufgeführten „Warenhäuser“ von Siegfried Wagner. Soweit sich daraus urtheilen läßt, haben wir es hier nicht nur mit einem tüchtigen, sondern auch mit einem für volkstümlichere Kunst geeigneten jungen Meister zu thun. — sz.

Erziehung und Unterricht.

c. Praktische Botanik in Londoner Schulen. Der Unterricht in der Botanik soll nach einem Beschluß des Londoner

Schulraths bereits in den Kleinkinderschulen beginnen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wo immer die Oberlehrerin einer solchen Schule sich für die Pflege von Blumen und Gemüse interessirte und die Kinder darauf hinwies, dies von großem Werthe für die Erziehung gewesen ist. Lehrerinnen, die sich dieses Mittels bedienen wollen, werden Geld erhalten, um Samen, kleine Blumentöpfe, Spazintüpfel, Erde und Kisten, die sie für Blumenkisten verwenden können, anzuschaffen. Während der Sommerferien sollen die Kinder die Blumen zur Pflege mit nach Hause nehmen, um sie am Schluß der Ferien wieder in die Schule zu bringen. Ferner soll alle vierzehn Tage eine Kiste mit Gewächsen aus Hyde Park, St. James Park, the Green Park und Kensington Gardens an etwa 120 Schulen geliefert werden, an denen die Botanik praktisch gelehrt wird. Es soll auch nach diesen Blumen gezeichnet werden. Man will den zarten Geist der Kinder nicht etwa mit der schwierigen Nomenklatur belasten, sondern ihnen durch Demonstrationen der Blumen und Blätter die ersten Kenntnisse der Blumenwelt beibringen und in ihnen zugleich die Neigung erwecken, „noch mehr zu lernen“. Damit wäre ein erster Schritt gethan, der allgemeinen Unkenntniß der Flora, die bei den Großstadtkindern überall festgestellt wird, entgegenzuarbeiten. Es wird ein großer Fortschritt sein, heißt es in dem uns vorliegenden Bericht, den Kinderaugen die Wunder der Feldblumen zu erschließen, ihnen eine neue Anschauung von Blumen und Pflanzen beizubringen. Felder und Wiesen würden für die so geschulten Kleinen einen ganz veränderten Anblick darbieten. —

Psychologisches.

kg. „Rechter“ und „Linker“. Soweit man in der Geschichte zurückgreifen mag, immer wird man finden, daß die rechte Hälfte des Körpers gegenüber der linken bevorzugt, daß die rechte Hand für edler als die linke gehalten wird, da sie bei den meisten Menschen stärker und geschickter ist. Das geht so weit, daß allein die Entwicklung dieses höher stehenden Gliedes einen Theil der Erziehung ausmacht. Gewöhnlich werden auch die linkshändigen Menschen als anormale betrachtet, und man will ihre „Gebrechlichkeit“ möglichst bemänteln dadurch, daß man sie schreiben, zeichnen, essen, grüßen u. s. w. mit der bei ihnen weniger entwickelten Hand lehrt. Aber erst seit kurzer Zeit hat sich die Psychologie daran gemacht, den Werth dieser Ueberlegenheit genauer festzustellen. Gewöhnlich bediente man sich zu solchen Messungen eines Dynamometers, bei dem es (in den verschiedenartigsten Anordnungen) immer darauf ankam, mit der Hand eine Feder zusammenzudrücken; die Kraft, mit der dies geschah, wurde wie bei einer Waage, durch eine Nadel auf einer Skala, in Kilogramm ausgedrückt, angezeigt. So wollte Manouvrier eine mittlere Kraft von 46 Kilogramm bei der Rechten, von nur 36 Kilogramm, das ist etwa $\frac{1}{4}$ weniger, bei der Linken ermittelt haben. Die Resultate der verschiedenen Untersuchungen stimmen aber durchaus nicht überein. Es war ersichtlich, daß sie zum großen Theil von der mehr oder weniger geschickten Art, mit der die Feder zusammengedrückt wurde, und nicht nur von der Kraft abhängig waren. Nimmere hat der Forscher Van Dierholt diese Untersuchungen wieder aufgenommen und ist mit anderen Methoden zu allgemeinen Ergebnissen über die Bedeutung der Rechtsseitigkeit und Linksseitigkeit gekommen, die ganz überraschend sind. Er theilt sie jetzt in einer umfangreichen Arbeit in der „Revue Philosophique“ mit. Man hat schon längst gefunden, daß dasselbe Gewicht, abwechselnd auf die ausgestreckte rechte und linke Hand gelegt, auf der letzteren schwerer zu wiegen scheint. Die Muskelanstrengung, die dazu gehört, ein Gewicht in dieser Lage abwägend zu halten, läßt sich mit der Rechten leichter als mit der Linken überwinden. Van Dierholt wandte also folgendes Verfahren an: er hängte an jede der beiden Hände einer Versuchsperson, und zwar an die entsprechenden Stellen der gleichen Finger Gewichte mit Hilfe metallischer Fäden an, und ließ Urtheile darüber abgeben, ob die Gewichte bei ausgestrecktem Arm gleich schwer schienen oder nicht. Es zeigte sich natürlich, daß die Versuchspersonen Gewichte für gleich schwer erklärten, die es in Wirklichkeit nicht sind. Dagegen wurden im Durchschnitt für gleich gehalten Gewichte, die sich wie 10 zu 9 verhielten; die Rechte hielt das schwerere, die Linke das leichtere Gewicht. Umgelehrt wurde nun aber bei einer großen Zahl von Linkshändigen festgestellt, daß das Verhältnis der beiden Gewichte, die für gleich gehalten wurden, sich ebenfalls wie 10 zu 9 verhielt, wobei natürlich die Linke das schwerere Gewicht hielt. Bei Leuten, die jahrelang anstrengend vorzugsweise mit der einen Hand arbeiten, verschiebt sich das Verhältnis zugunsten dieser, aber bei Professoren, Ingenieuren, Aerzten und Studenten, die zumeist unterzucht wurden, blieb es stets annähernd dasselbe, sodas es van Dierholt für einen natürlichen und erblichen Unterschied hält. Dies brachte ihn aber weiter auf den Gedanken, zu untersuchen, ob nicht ein entsprechendes Verhältnis in der Empfindlichkeit oder der Schärfe zwischen den rechten und linken Organen der Sinne überhaupt bestehe. Und mit Hilfe komplizirter Versuchsreihen, die im einzelnen aufzuführen zu weit führen würde, die aber sehr exakt durchgeführt sind, glaubt er dies in der That für die Ohren und die Augen nachgewiesen zu haben. Die genauere Bestimmung der Verhältnisse bei den Geschmacks- und Geruchsnerven bietet große Schwierigkeiten, die er aber zu überwinden hofft. Danach bestünde also ganz allgemein zwischen den beiden Hälften des Sinnes-Nervensystems ein Unter-

schied der Schärfe und der Empfindlichkeit von $\frac{1}{4}$, und zwar giebt es zwei vollständig entgegengesetzte menschliche Typen: die „Rechter“ (droitier) und die „Linker“ (gaucher), bei denen alle Sinnesorgane im ersten Fall rechts, im zweiten Fall links $\frac{1}{4}$ stärker entwickelt sind. Der „Rechter“ hat einen stärkeren Arm, er sieht mit dem rechten Auge schärfer, und er hört mit dem rechten Ohr besser als mit dem linken; umgekehrt verhält es sich mit dem „Linker“. Selbst die Haut soll bei dem ersteren auf der rechten Hälfte des Körpers empfindlicher sein als auf der linken. Beide aber sind normale menschliche Typen, wenn auch wenigstens in der weißen Rasse der „Rechter“ der weitaus gewöhnlichere ist. —

Gesundheitspflege.

— Hygiene des Rauchens. Der Hygieniker Dr. Paul Möbius in Leipzig hat sich in einer Vorlesung über die vielen irthümlichen und widerspruchsvollen Meinungen bezüglich der Wirkungen des Tabaksgenusses ausgesprochen. Nach seiner Erklärung ist die häufig auftretende Ansicht, daß das Rauchen die gleichen oder ähnlichen Folgen zeitige, wie der Alkoholismus, völlig unbegründet. Weder Gedächtnisschwäche noch eine Beeinträchtigung der Urtheilskraft könne daraus entstehen, ebenso wenig die bekannte, bei Alkoholikern vorkommende Augentrübung. Im Verein mit Alkoholismus könne wohl der Tabaksgenuß zu dessen schädlichen Wirkungen beitragen. Der einzige Nachtheil beim Rauchen sei allerdings der Nikotingenuß und das daraus entstehende sogenannte Tabakshernz. Dies entstehe aber nur dann, wenn zu starke Zigarren, zu denen Havana- und Virginia-zigarren zu zählen sind, im Uebermaß genossen werden. Hingegen könne man sechs bis sieben mittelstarke Zigarren täglich ohne nachtheilige Folgen rauchen. Den größten Schaden verursachen aber die Zigaretten, nicht nur weil sie täglich massenhaft verlohrt werden, sondern insbesondere wegen des Einziehens des Rauches. Die größte Gefahr sei die größte Gefahr für die Entstehung des Tabakshernzes, und in vielen Fällen kommt hierzu noch ein chronischer Nichtenatarrh. Im allgemeinen aber, behauptet Professor Möbius, übe das Tabakrauchen eine vernünftige Wirkung aus und habe manchen förderlichen Einfluß auf die Funktionen des Organismus. —

Humoristisches.

— Bei der Modedame. Stubenmädchen: „Was macht dem die Gnädige augenblicklich?“
 Zofe: „Ohnmachtstollette für eine Toilettenohnmacht.“ —
 — Uuter Kameraden. A.: „Kamerad, sind wohl kolossal reich?“
 B.: „Ach, reich gerade nicht — aber blödsinnig begütert!“ —
 — Darum Freund: „Wenn Du sie liebst, warum heirathest Du sie dann nicht?“
 Junger Arzt: „Heirathen? Was fällt Dir ein?... Sie ist einer meiner besten Patienten!“ —

Notizen.

— Der „Akademisch-Literarische Verein“ wagte den Versuch, ein dramatisches Gedicht „Pelleas und Melisande“ von Maurice Maeterlinck zur Aufführung zu bringen. Die Matinee, die am Sonntag im Neuen Theater stattfand, war sehr gut besucht. Die Aufführung fand bei dem vorwiegend aus Literaten bestehenden Publikum in einigen Szenen lebhaften Beifall. —
 — Das Gastspiel von Agnes Sorma im Lessing-Theater beginnt am 4. März mit einer Vorstellung der „Kora“ und umfaßt acht Abende. Die Künstlerin tritt in der „Cyprienne“, in „Liebele“, „Jüdin von Toledo“ und in Björnson's „Reubermählten“ auf. —
 — Direktor Stollberg vom Münchener Schauspielhaus übernimmt die Leitung des dortigen Gärtnerplatz-Theaters. —
 — Ueber das Vermögen der früheren Burgschauspielerin Agathe Barsescu ist der Konkurs verhängt worden. —
 — Wie in der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften mitgeteilt wurde, sind mit dem Ertrage der Wenzel-Hedemann-Stiftung die Mittel zur Aussendung einer wissenschaftlichen Expedition zur zoologischen und botanischen Erforschung des Rhassafes und der angrenzenden Gebirgslandschaft, insbesondere des Ringgebirges, bewilligt worden. —
 — In Chicago sagte ein Professor zu seinem Auditorium, in dem sich auch Studentinnen befanden, die Frau sei weiter nichts als „eine zweibeinige, schlecht verdauende Gule“. Darob große Entrüstung und Protest bei den Studentinnen. Dem Professor wurde von der Fakultät bis zum nächsten Quartal verboten, zu lesen. Nunmehr machen die Studenten Strach und wollen ihren Professor wieder haben. —